

Inhalt

Arbeit in der Psychoanalyse

Facetten einer vergessenen Frage

Anna Tuschling und Erik Porath | 7

ARBEIT IN DER KLINIK

Die Arbeit in der Kur

Françoise Samson | 19

Psychoanalytische Arbeit als Herstellung des Verlusts?

Peter Widmer | 29

Das Ziel der Arbeit in der Psychoanalyse und das Ziel der Arbeit in der Psychotherapie

Karin Adler | 45

Das unbewusste Wissen arbeitet

Zu Jacques Lacans *Proposition du 9 octobre 1967*

sur le psychanalyste de l'école

Gabrielle Devallet-Gimpel | 53

Travail de mutation – Arbeit des Wandels und der Veränderung in der Kur

Michael Meyer zum Wischen | 61

Arbeit und Widerstand

Arbeit macht frei. Macht Arbeit wirklich frei?

Catherine Moser | 75

ARBEITSBEGRIFFE IN DER PSYCHOANALYSE

Psychoanalysieren als Arbeitsstörung

Karl-Josef Pazzini | 91

Arbeit des Unbewussten und Arbeit der Psychoanalyse

Claus-Dieter Rath | 111

Kulturarbeit heute

Johanna Cadiot | 133

Trauerarbeit oder Krieg

Annemarie Hamad | 151

Die Witzarbeit

Aus dem unbekanntem Vokabular der Psychoanalyse

Anna Tuschling | 159

Bewusstloses Produzieren

Zur Pathologie des Arbeitslebens bei Marx und Freud

Falko Schmieder | 169

»Triebchicksal« und »Arbeitsanforderung«

Zur Bestimmung des Arbeitsbegriffs in der Psychoanalyse

André Michels | 195

Autorinnen und Autoren | 211

Arbeit in der Psychoanalyse

Facetten einer vergessenen Frage

ANNA TUSCHLING UND ERIK PORATH

Jeder Laie kann Fragen zur Arbeit an die psychoanalytische Praxis richten, die nur für sich genommen einfach wirken, über die man jedoch schnell auf den größeren Zusammenhang der gesellschaftlichen Stellung der Psychoanalyse und die kulturelle Rolle gestoßen wird, welche sie seit Freuds Zeiten bis heute einnimmt: Was macht eigentlich eine Psychoanalyse? Was trägt der Analytiker, was der Analysant zur Kur bei? Handelt es sich um Arbeit, mit der Psychoanalytiker ihr Geld verdienen? Was leistet eine Analyse und wer kann sie sich leisten? Und lässt sich überhaupt berechnen, was eine Psychoanalyse kostet? Ruft die Frage nach der Arbeit also ganz wesentliche Fragen an die psychoanalytische Praxis hervor, so verhält es sich ähnlich komplex im Falle der Theorie des Unbewussten. Auch hier kann man sich verwundert fragen: Ist das Unbewusste immer schon Teil einer Theorie der Arbeit oder steht es einer solchen diametral entgegen? Es ist deshalb alles andere als ein Allgemeinplatz festzuhalten, dass die Arbeit in der Psychoanalyse viele Facetten hat. Überhaupt weckt der Titel *Arbeit in der Psychoanalyse* unterschiedliche Vorstellungen, was das Buch thematisch behandelt: Findet hier also eine Auseinandersetzung mit Form und Funktion der klinischen Tätigkeit statt oder werden die psychoanalytischen Schriften auf verschiedene Arbeitsbegriffe und -metaphern hin durchsucht? Will man sogar in eine neuerliche Kontroverse um die Verbindung von Freud mit Marx, von Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie eintreten?

Mag der Titel auf den ersten Blick somit auch ein wenig unscharf erscheinen, so geeignet ist er für die versammelten Texte, denn Arbeit in

der Psychoanalyse weist hier bewusst in mehrere Richtungen: erstens die Arbeit in der Klinik zu erörtern und dabei die Psychoanalyse nicht nur aus Sicht der Analysanten als eine *Arbeit an sich selbst mit Hilfe des Analytikers* darzustellen, sondern als *gesellschaftlichen Akt* und in diesem Sinne als Dienstleistung von Analytikerinnen und Analytikern; zweitens verschiedene psychoanalytische Termini wie Trauerarbeit, Kulturarbeit und Wizarbeit auf ihre theoretisch-begriffliche sowie bildlich-metaphorische Dimension hin zu untersuchen, aber auch die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des psychoanalytischen Ansatzes von Sigmund Freud und dessen Re-Lektüre durch Jacques Lacan mit der von Karl Marx begründeten Tradition kritischer Gesellschaftstheorie zu prüfen – kurzum die Arbeitsbegriffe in der Psychoanalyse zu sichten. So betrachtet übersteigt es die Möglichkeiten eines einzelnen Bandes bei weitem, sich der Bedeutung, Vielfalt und Form der Arbeit in der Psychoanalyse anzunehmen. Es ist auch nicht Anspruch und Ziel dieses Buches, ein in diesem Sinne abgeschlossenes Projekt zu präsentieren. Vielmehr versuchen die Beiträge je eigene Vorstöße in den beiden Themenbereichen – Arbeit in der Klinik und Arbeitsbegriffe in der Psychoanalyse –, ohne sich dabei einem einheitlichen Vorgehen zu verschreiben oder ihren Geltungsbereich strategisch breit zu halten, um allen Facetten des Themas gleichermaßen gerecht zu werden. Gerade dadurch aber, so die gemeinsame Überzeugung und Absicht, soll das seit den 1990er Jahren weitgehend zurückgestellte Problem der Arbeit, der Arbeitsbegriffe und der Psychoanalyse punktuell neu in den Blick genommen werden, besonders nachdem die groß angelegten theoretischen Vermittlungsversuche zwischen Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie in Gestalt etwa der dominanten Ausprägungen des Freudomarxismus oder Alfred Lorenzers kritischer Psychologie weitgehend und nicht zu unrecht als gescheitert angesehen werden müssen.¹

1 | Wilhelm Reich: *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*, Kopenhagen 1934; Alfred Lorenzer: *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisations-
theorie*, Frankfurt a.M. 1972. Zu nennen sind hier außerdem die Schriften Erich Fromms, Otto Fenichels und vor allem Siegfried Bernfelds.

ARBEIT IN DER KLINIK

Als theoretisches Problem fungiert die Arbeit als dasjenige Moment, welches eine dauernde Spannung zwischen der Psychoanalyse und der Kultur im Sinne einer Arbeitskultur erzeugt, weshalb es auch eine besondere Herausforderung für die Klinik darstellt. Die Psychoanalyse muss schon deshalb ein grundlegendes Interesse an Begriff und Theorie der Arbeit entwickeln, weil der Analytiker mit den vielfältigen, nicht nur ihm auffallenden Symptomen der Arbeitsstörungen konfrontiert ist, die sich allerorten, außerhalb wie in seiner Praxis, zeigen und die so auch zum Gegenstand der Analyse werden können. Psychoanalytische Arbeit geht zwar neben vielfältigen anderen Symptomen von den Arbeitsstörungen aus, zielt aber nicht direkt auf eine therapeutische Wiederherstellung der Arbeitskraft. Eher wäre von einem sekundären Analysegewinn zu sprechen, wenn sich Liebes- und Arbeitsfähigkeit (so Freud) einstellt. Auch darin unterscheidet sich das Vorgehen der Psychoanalyse von dem der Psychotherapie; hierbei handelt es sich um eine grundlegende und keineswegs rein rhetorische Differenz, auf deren Bedeutung und Art alle Beiträge des ersten Themenbereiches zur Arbeit in der Klinik und insbesondere diejenigen von Karin Adler und Gabrielle Devallet-Gimpel eingehen.

Bestimmungen einer (Psycho-)Pathologie des Arbeitens setzen jedenfalls ein mindestens intuitives Vorverständnis von Arbeit, von anstehender, alltäglicher, notwendiger, anstrengender, getaner, gelungener, befriedigender Arbeit voraus. Nicht zuletzt das Selbstverständnis des Psychoanalytikers, aber auch die Theorie und Praxis der Analyse lassen sich schwerlich ausformulieren ohne tragfähige Konzeptionen von psychischer und psychoanalytischer Arbeit. Freud nimmt Metaphern der Arbeit aus der Ökonomie und der Physik in alle Bereiche seines Werkes auf: Einerseits stellt sich ihm die berufsständische Frage der Entlohnung des Psychoanalytikers, und er ist hier auch genötigt zu bestimmen, was eigentlich die Tätigkeit eines Psychoanalytikers ist und wie sie zu berechnen sei; andererseits geht es ihm vor allem darum, ein tragfähiges Modell dafür zu entwickeln, wie das Funktionieren des psychischen Apparates unter dem ökonomischen Gesichtspunkt vorstellbar ist. Erinnerungsarbeit, Trauerarbeit und Wizarbeit sind lediglich die bekanntesten Formulierungen, von denen sich einige im alltäglichen Sprachgebrauch eingebürgert und gehalten haben. Dem Denksystem Freuds dienen aber nicht nur die Arbeitsvorstellungen der klassischen Ökonomie als Folie, sondern gerade auch die Physik

mit ihren Konzepten und Einsichten: Alle Formen psychischen Geschehens stehen seit den Anfängen der Psychoanalyse im Zeichen der Thermodynamik, genauer im Bann ihres zweiten Hauptsatzes, demzufolge alles, was in geschlossenen Systemen geschieht, mit einem Verbrauch von nutzbarer Energie einhergeht.² Deshalb postuliert Freud eine psychische Energie – wenn auch allein als theoretischen Begriff, weil er sich darüber im Klaren ist, dass der Libido nach den Maßstäben der Naturwissenschaften seiner Zeit keine nachweisbare, also irgendwie mess- und quantifizierbare Größe entspricht. Das von Freud konzipierte Modell des psychischen Apparates wird bekanntlich in den drei Registern der Metapsychologie unter dem topischen, dem dynamischen und schließlich dem ökonomischen Gesichtspunkt wiederholt durchgespielt, ohne dass Freud zu einem eindeutigen, widerspruchsfreien Ergebnis kommt. Offenbar entzieht sich die Ökonomie der Psyche den theoretischen Anknüpfungspunkten an andere Wissenschaften. Gleichwohl behält Freud seine metapsychologischen Spekulationen über die Beschaffenheit der Seele, ihre Strukturen und Funktionen, Kräfte, Dynamiken und Grundtendenzen stets bei. Er hält solche Entlehnungen und Annahmen offenbar für unerlässlich, sicherlich auch weil man ohne sie weder allgemeine Modelle des psychischen Apparates entwerfen, noch tragfähige Deutungen in den analytischen Prozess einbringen könnte; deren grundsätzliche Revidierbarkeit, so belegen besonders Françoise Samson und Peter Widmer, ist dabei immer zu unterstellen. Der ständige Bezug von psychoanalytischer Praxis und Theoriebildung aufeinander zeigt sich nicht zuletzt daran, dass auftauchende Schwierigkeiten im Fortgang einer Psychoanalyse nach einer befriedigenden Theorie verlangen, einer Sichtweise (die altgriechische *theoria* lässt sich mit Schau übersetzen), die geeignet ist, dem Geschehen in der Kur einen neuen Impuls, eine Wendung zu geben. Umgekehrt lässt eine Theorie des psychischen Apparates sich nur in Rekurs auf die psychoanalytische Erfahrung überhaupt entwickeln. Die Beiträge von Françoise Samson, Peter Widmer, Karin Adler, Gabrielle Devallet-Gimpel und Michael Meyer zum Wischen befassen sich deshalb vor dem Hintergrund ihrer eigenen Praxis und analytischen Arbeit neben Freuds Grundlagen mit Jacques Lacans, Françoise Doltos und Serge Leclaires Hinweisen zur klinischen Arbeit und deren Theorie.

2 | Schmidgen, Henning: Das Unbewußte der Maschinen. Konzeptionen des Psychischen bei Guattari, Deleuze und Lacan, München 1997.

Insbesondere das Werk Jacques Lacans hat entscheidend dazu beigetragen, die Psychoanalyse als eine avancierte Kulturtechnik zu begreifen, die im Wesentlichen in der symbolischen Dimension ihre Wirkung entfaltet, indem sie nach den Möglichkeiten der Konstitution von Bedeutungen und insbesondere individuellen Sinnzuschreibungen fragt, die sowohl Leiden wie auch Genießen verschaffen, was den Einzelnen in seiner Liebes- und Arbeitsfähigkeit hemmt oder befördert. Als Ziel der Psychoanalyse erscheint in dieser Perspektive, die Gegebenheit dieser symbolischen Verstrickungen, in denen das ihnen unterworfenen Subjekt sein Leben führt, wieder zur Disposition zu stellen und in Bewegung zu bringen. Wie jedoch erreicht sie das, mit Arbeit?

Auf die Psychoanalyse trifft die neuzeitliche Auffassung der Arbeit als Herstellung von marktfähigen Produkten, die zumeist in etwas Gegenständlichem bestehen, nicht zu. Eher entspricht sie einer Dienstleistung, bei der eine Tätigkeit ausgeübt wird, ohne dass dabei ein Gegenstand entsteht wie beim Musizieren eines Barpianisten, der Massage einer Physiotherapeutin oder der Betreuung durch einen Altenpfleger. In der Regel kann man Dienstleister einfach nach ihrer Arbeitszeit zu vereinbarten Tarifen vergüten, weil man weiß, was sie leisten müssen (Klavierspielen, Massieren etc.), um diese Vergütung auch zu verdienen; dagegen stellt sich im Falle der Psychoanalyse die besondere Schwierigkeit, überhaupt zu bestimmen, was dort passiert, denn: »In der analytischen Behandlung geht nichts anderes vor als ein Austausch von Worten zwischen dem Analytisierten und dem Arzt.«³ Aber natürlich handelt es sich dabei nicht um Beratung, Belehrung, Agitation, Beschimpfung, Besänftigung, Beichte und dergleichen mehr. Vielmehr handelt es sich um eine Praxis (welche seit Aristoteles von der *poiesis*, dem Herstellen, unterschieden wird), aber um eine symbolische Praxis wie keine andere: Denn das Handeln als solches, als ein Agieren mit sozialen Wirkungen, welches Aristoteles idealiter im Feld der Politik zu finden meint, ist gerade suspendiert zugunsten des »bloßen Redens«, wie es der Laie geringschätzig ausdrückt. Freud weist zu recht darauf hin, dass diese Einschätzung »ebenso kurzsinzig wie inkonsequent gedacht« (ebd.) ist. In einer unverschämten Lesart gegen den Strich macht Freud darauf aufmerksam: »Es sind ja dieselben Leute, die

3 | Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1916-17 [1915-1917]), Gesammelte Werke (London 1940-1952), Frankfurt a.M. 1960, Bd. XI, S. 10; oder: Studienausgabe Bd. I, Frankfurt a.M. 1972, S. 43.

so sicher wissen, dass sich die Kranken ihre Symptome ›bloß einbilden‹.« (Ebd.) Freud nimmt nicht nur seine Kritiker, wenn auch anders, als sie es erwarten, beim Wort, sondern er nimmt auch theoretisch seine eigene klinische Erfahrung wortwörtlich auf, um sie zu analysieren: seine Praxis besteht eben im »Austausch von Worten«. Das ist leichter gesagt als getan – in der Psychoanalyse heißen diese »Arbeitsschwierigkeiten« Widerstand und werden zum Dreh- und Angelpunkt, wie die Beiträge immer wieder kenntlich machen. Denn wenn etwas in der Kur ausgesprochen ist, dann kann dies weitreichende, gar schwerwiegende oder auch gefährliche Konsequenzen haben: »Durch Worte kann ein Mensch den anderen selig machen oder zur Verzweiflung treiben [...] Worte rufen Affekte hervor und sind das allgemeine Mittel zur Beeinflussung der Menschen untereinander.« (Ebd.) Nicht umsonst nennt Freud die Worte einen ursprünglichen »Zauber«, der »noch heute viel von seiner Zauberkraft bewahrt« (ebd.) habe. Mit Serge Leclair und Michael Meyer zum Wischen erzeugt der Wortzauber in der Psychoanalyse aber keine neuen Gewissheiten, sondern erschüttert diese oder bricht gar jenen anderen Zauber nicht des Symbolischen, sondern des Imaginären. Das Sprechen in der Psychoanalyse ist ein »Wortwechsel«, ein »Gespräch«, das »keinen Zuhörer«, keinen Dritten, »indifferenten Zeugen« verträgt. Die »Mitteilungen« des Analysanten drehen sich um »das Intimste seines Seelenlebens«, aber »nur unter der Bedingung einer besonderen Gefühlsbindung« (ebd.) an den Psychoanalytiker.

Es sollte offenkundig sein, dass diese Bedingung nur realisiert werden kann durch eine starke Rahmung und die Einhaltung der Grundregel, insbesondere die Verschwiegenheitsverpflichtung des Analytikers gegenüber Dritten. Hierdurch erweist sich das psychoanalytische Setting als eine »exklusive« soziale Form, welche die Öffentlichkeit auch der eigenen Familie notwendigerweise ausschließt. Mit der notwendigen sozialen Exklusion muss eine gesellschaftliche Anerkennung und das Zugeständnis einhergehen, dass vom Analysanten in diesem Freiraum der analytischen Assoziation »alles was er als sozial selbständige Person vor anderen verbergen muss« ausgesprochen werden kann – »und im weiteren alles, was er als einheitliche Persönlichkeit sich selbst nicht eingestehen will.« (Ebd.) Hier soll gerade ein Reden jenseits gesellschaftlicher Sanktionierung und staatlicher Kontrolle Raum haben, weswegen die Einbindung in die Systeme des Gesundheitswesens mit ihren Ansprüchen auf Effizienz, Berechenbarkeit, Evaluation grundsätzlich problematisch bleibt. Stattdessen muss die

psychoanalytische Praxis darauf beharren, nicht eine therapeutische Maßnahme unter anderen zu sein – und trotz der vielen Berührungspunkte und Überschneidungen ist sie weder eine medizinische noch eine psychologische Tätigkeit. Andererseits handelt es sich bei der Tätigkeit von Analytikerinnen und Analytikern auch um Arbeit im gesellschaftlichen Sinne, das heißt äußerlich gesehen um Erwerbs- bzw. Lohnarbeit. Gerade dies schafft bei aller Problematik jenen Freiraum des möglichst »zweckfreien« Redens.

ARBEITSBEGRIFFE IN DER PSYCHOANALYSE

Freuds Schriften sind bevölkert von Metaphern des Tätigseins und der Arbeit: Betrachtet man die Kulturarbeit, Traumarbeit, Trauerarbeit oder Witzarbeit, so scheint kaum etwas zu abwegig, um Ausdruck der überraschenden, umwegigen und manchmal auch unscheinbaren Arbeit des Unbewussten zu sein und beim entsprechenden Namen benannt zu werden. Gleichwohl können und sollen die genannten »Arbeitsbegriffe« einander nicht gleichgesetzt und bei aller Namensgleichheit auch nicht notwendig verbunden werden – im Gegenteil. Die Wandelbarkeit und Eigenheiten dieser Arbeitsmetaphern zeigen die Beiträge von Johanna Cadiot, Anne-Marie Hamad und Anna Tuschling. Ist es auch ein Anliegen des vorliegenden Buches, die überbordende Fülle an Formulierungen und Wendungen zur Arbeit im analytischen Bereich aufzuzeigen, so muss im Falle der Arbeitsmetaphern – Kulturarbeit und Co. – gerade bezweifelt werden, ob es sich dabei schon um Arbeitsbegriffe als Teil einer Theorie der Arbeit oder auch Ahnungen derselben handelt. Für den Trieb verhält es sich dagegen anders und wesentlich diffiziler, wie André Michels demonstriert. Auf den Zynismus der Arbeitsrhetorik innerhalb der nationalsozialistischen Vernichtungslogik macht Catherine Moser in ihrem Essay aufmerksam, der die beiden Themenbereiche des Buches trennt wie verbindet.

Während bislang in diesem kurzen Aufriss die Verzweigungen der Arbeit in der Psychoanalyse im Vordergrund standen, soll nun die Sprache auf Freud und den Marxismus kommen. Das Verhältnis der Psychoanalyse zur Arbeit (eben im gesellschaftspolitischen Sinne einer Arbeitswerttheorie) ist nämlich keinesfalls ein leichtes, sondern ein äußerst schwieriges und belastetes. Unter der Hegemonie einer marxistisch-leninistischen Marx-Lektüre galt es vor allem im deutschsprachigen Raum lange Zeit als

gesetzt, dass – wenn überhaupt mit Freud zu arbeiten sei – dies nur nach entscheidenden Modifikationen seines angeblich ahistorischen und gesellschaftsfernen Denkens geschehen könne: Die psychoanalytische Metapsychologie und Begrifflichkeit müssten kurzum gesellschaftstheoretisch geöffnet und mithin die Psychoanalyse sozialwissenschaftlich und soziologisch »vermittelt« werden, was zum einen eine Historisierung der Neurose und des Ödipuskomplexes sowie des Unbewussten als solchem, aber auch das Herantragen eines soziologischen Handlungsbegriffs an Freuds Konzepte bedeutete. Ein Blick auf die Beitragstitel des moderaten *Kursbuches* über »Das Elend mit der Psyche« aus dem Jahr 1972 verdeutlicht die skizzierte Lage: »Psychoanalyse als Herrschaftswissenschaft?« (Wulff), »Ödipus – ein bürgerlicher Komplex?« (Reiche), »Psychoanalyse, Kapitalmystifikation und Ideologie« (Wieser/Beyer).⁴

Die aktuelle Erschöpfung, Marx und Freud zu durchweben, d.h. die vermeintlich idealistische und/oder bürgerliche Psychoanalyse auf ihre gesellschaftstheoretischen Füße zu stellen oder, umgekehrt, den krude reduktionistischen Materialismus um eine angemessene Einbeziehung des »subjektiven Faktors« zu erweitern, hat jedenfalls den immens positiven Effekt, der Arbeit als einem wirklichen Problem wieder Spielraum zu verschaffen. Ist man auch der »dialektischen« Vermittlungen müde, die nur allzu häufig in den einen oder anderen Dogmatismus führten, so ist doch eine revidierte Sicht gerade auf die behutsameren Unternehmungen zur systematischen Verbindung der Psychoanalyse mit Gesellschaftskritik wichtiger denn je. Ganz in diesem Sinne plädiert Falko Schmieder dafür, Helmut Dahmers Ansatz wieder aufzunehmen und zu würdigen. Arbeit in der Psychoanalyse kann also neu angegangen werden und wenigstens das Eine sollte den alten Disputen zu entnehmen sein: Alles wäre vergebens, wenn die Psychoanalyse und die Kritik der politischen Ökonomie dabei abermals wie David und Goliath gegeneinander aufgestellt würden (der gesellschaftstheoretische Goliath erscheint heute als gefallene Figur, mit der sich ein solidarisches Interesse gerade im Moment ihres Sturzes entfaltet – aber es darf dennoch bezweifelt werden, ob der psychoanalytische David als Sieger derselbe geblieben ist). Weitblickend forderte Dahmer schon 1971 in richtiger Absicht:

4 | Hans Magnus Enzensberger/Karl Markus Michel (Hg.): *Kursbuch. Das Elend mit der Psyche II*, Berlin 1972.

»Psychoanalyse und historischer Materialismus müssen koexistieren. Die soziale Welt lässt weder aus dem Bewusstsein noch aus dem Unbewussten der Subjekte sich erklären, die sie durch ihre Arbeit zwar erzeugen und erhalten, aber das nicht wissen. Soziale ›Tatbestände‹ wie das Wertgesetz, der imperialistische Krieg, der tendenzielle Fall der Profitrate oder die Überproduktionskrise lassen sich nicht auf die [...] Bedürfnisse von Individuen zurückführen. Kein Tribschicksal und keine Verdrängung macht den Kapitalismus und andere Produktionsweisen irgend verständlich. Umgekehrt lehrt die Kritik der politischen Ökonomie nichts darüber, wie die ›Charaktermasken‹ [...] mit deren Trieben verlötet sind, nichts über Traum und Neurose. Dass Psychoanalyse und Kritik der politischen Ökonomie im ihnen gemeinsamen ›Objekt‹, dessen Eigentümlichkeit ist, dass es Subjekt werden kann, zusammentreffen, ist ebenso gewiß wie ihre (einstweilen) unaufhebbare Differenz.«⁵

Wichtig ist heute also aus Perspektive der Gesellschaftsforschung nicht nur, die Psychoanalyse aus wissenschaftspolitischen Gründen gleichrangig zu behandeln, sondern aus inhaltlichen; denn wenn ihr das Objekt gleichsam von außen und allein aus Perspektive der Gesellschaftstheorie aufgenötigt wird, erfährt man nichts von ihr. Anders oder wenigstens wesentlich stärker als bei Marx bleibt der Text Freuds nämlich immer ein zu lesender, so dass er in der Lektüre das Objekt der Auseinandersetzung und der begrifflichen Bemühungen – wie Unbewusstes, Phantasie, Trieb – allererst nachträglich offenbart. Die psychoanalytische Erfahrung bleibt insofern prinzipiell unsystematisch und undogmatisch, als sich in ihr jene Momente Geltung verschaffen, von denen der Einzelne jenseits der kulturell, gesellschaftlich und wissenschaftlich anerkannten Diskurse Zeugnis ablegt und die somit den Gegenstand der Analyse jeweils neu und anders erst bestimmen. Dieser grundsätzlich verschobene Status der Psychoanalyse, ihre konstitutionelle Revidierbarkeit, ist im Vergleich zu anderen kritischen Projekten – zu Theorien des Psychischen, aber auch zu klinischen Verfahren – bislang von Seiten der Gesellschaftstheorie zu wenig beachtet worden; dies ist ein Umstand, der umgekehrt auch erklären mag, warum viele Leser und Leserinnen Freuds gezögert haben, sich systematisch mit Marx zu befassen. Doch auch das Gegenteil war der Fall und man sprach

5 | Helmut Dahmer: Psychoanalyse und historischer Materialismus, in: Alfred Lorenzer et al.: Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt a.M. 1971, S. 60-92, hier S. 64.

der Psychoanalyse per se einen progressiven Status zu. Laut dieser Position, die Karl-Josef Pazzini erneut aufnimmt und mit zeitlichem Abstand zu den 1968er Debatten kritisch bewegt, solle der Psychoanalyse als klinischem Verfahren für sich genommen subversive Wirkung zukommen. Unzweifelhaft prägen aber die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ebenso wie die wirtschaftlichen und technischen Möglichkeiten das, was sich im Rahmen des Settings einer Psychoanalyse zuträgt und wie sich dementsprechend das Subjekt der Analyse zur Geltung bringt. Die Arbeit als ein existentiell wichtiger, überlebenssichernder, aber auch erzwungener Bereich, der in den letzten Jahrhunderten eine ungeheure kulturelle Aufwertung erfahren hat, kann, was wenig erstaunlich ist, im psychoanalytischen Prozeß eine große Bedeutung gewinnen. Überraschend ist es allerdings, wenn die Frage der Arbeit der Psychoanalyse eher selten Anlass zum Nachdenken gegeben hat. Und auch den Psychoanalytikern scheint erstaunlicherweise ihr eigenes berufliches Dasein kaum als Arbeit zu imponieren, wie Claus-Dieter Rath feststellt.

Es steht zu hoffen, dass jene neue Marx-Lektüre, die nicht mit Personifizierungen arbeitet wie der Marxismus-Leninismus, zukünftig eine anders gelagerte und vollständig neue Annäherung der Marxforschung an die Metapsychologie der Psychoanalyse bedeutet. In ersten Schritten würde sich anbieten, die frappierende und sich – bei allen Unterschieden – deutlich abzeichnende Analogie bestimmter Merkmale des Unbewusstem mit den Vorgängen bei der Setzung von Gleichwertigkeit im kapitalistischen Tausch näher in den Blick zu nehmen, aber dabei auf gar keinen Fall auf eine Verschmelzung der Gegenstände oder Angleichung der Erkenntnisverfahren hinzuarbeiten. Wissensgeschichtlich geht es also zunächst darum, eine Ebene zu finden, auf der sich solche Analogien, aber auch Diskrepanzen allererst abzeichnen und die Eigenart der jeweiligen Diskurse in Bezug und Abgrenzung zueinander hervortreten lassen, ohne dass der eine den anderen negiert, verleugnet, auslöscht – oder sich mit einer großen Umarmung aneignet und einverleibt. Die wechselseitige Wertschätzung setzt die Differenz voraus. Es geht nicht darum, mit gleicher Münze zurückzuzahlen, sondern das auf andere Weise fortzusetzen, was einmal kritische Reflexion genannt wurde. Arbeit in, mit und an der Psychoanalyse steht also auf allen Ebenen an.